Gottfried Benn – zehn Jahre nach seinem Tod

Ein Leben, das 1886 seinen Anfang nahm, um die Jahrhundertwende seiner selbst bewußt wurde und diesem Bewußtsein Sprache verlieh, noch vor Ausbruch des Weltkriegs und der kommunistischen Weltrevolution, ein Geist, der mit der Endphase von Theismus, Idealismus, monarchischem Gottesgnadentum noch verbunden war, wenn auch in disparater Weise, ein geistiges Leben also, das solcherart noch mit den letzten Ausläufern einer bunten, irrational verkleideten Welt in Berührung gekommen war, konnte notwendigerweise seine künstlerischen Gebilde mit anderen Färbungen, Schwingungen, Rhythmen ausstatten, als es einer Generation möglich ist, die in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts geboren wurde, und in deren Bewußtsein sich von früh auf Zerstörung und Desillusion als natürliche Gegebenheiten eingeprägt haben. Überblickt man die siebzig Jahre, die Benn gelebt hat, so fand in ihnen der Hauptakt jener geistigen und materiellen Umwandlung Europas und der Welt statt, die den Abschluß einer weitreichenden Epoche bedeutete, und die heute schon wieder in ein neues Stadium eingetreten ist. Diesen Umbruch der Geschichte hat Benn in akuter, oft vorausweisender Form miterlebt, zu seiner Zeit gehörte er jeweils der vordersten Linie künstlerischer Ausdrucksfindung an. Sein Gedichtband *Morgue* war 1912 eine literarische Sensation und 1951 noch wurde sein Vortrag über die *Probleme der Lyrik* zu einer Poetik im Rang der Allgemeinverbindlichkeit. Dennoch ist Benn bis zum Schluß ein Dichter der alten, versunkenen Epoche gewesen; dem neu heraufziehenden Zeitalter zwar immer dicht und unerbittlich auf der Spur, aber sein Substanzmaterial wie seine Tonskala reichen durch die deutsche Sprachgeschichte (in Melos und Rhythmus zu verfolgen bis ins Barock) zurück in die Welt der Mittelmeerkulturen und deren mythische Herkunft.

Allgemein-mythische, griechisch-klassische und christliche Elemente bilden die personale und thematische Fundierung Benns. Wie jeder Leser seiner Prosa und Lyrik weiß, treten diese Elemente nicht als Bildungsgut hervor, sie zeigen sich vielmehr in einheitlicher Verschmelzung als gesamtgeistige Haltung und sprachlicher Ausdruck. Kulturell waren hierbei prägend die Abstammung aus dem Pfarrhaus, die humanistische Ausbildung, die Studienjahre der Philosophie und Theologie, genealogisch der gottesfürchtige Vater und die romanische Herkunft der Mutter – was uns entgegentritt jedenfalls ist noch einmal – dem Vorbild Nietzsche ähnlich – der gezeichnete abendländische Mensch, verwurzelt in einer gleichermaßen eingeborenen wie verlorenen Tradition, ständig im Zwiespalt mit ihren inneren Bindungen und äußerlich überlebten Verpflichtungen. Als Benn am 7. Juli 1956 starb, war er einerseits ein Relikt, ein letzter Künder jenes metaphysischen Zeitalters, das vom Anfang der Menschheitsgeschichte bis zur technischen und sozialen Umstrukturierung unseres Jahrhunderts währte. Das mag pauschal klingen, aber es macht auf einen Blick den Abstand deutlich, der uns von einem Dichter trennt, der gerade erst zehn Jahre tot ist. Andererseits war Benn bis zum Schluß modern geblieben und wurde der Avantgarde zugerechnet. Dieses Einerseits-Andererseits konstituiert in vieler Hinsicht die Bennsche Wesensart – er selbst hatte die Ambivalenz als Bestimmung des modernen dichterischen Ich verkündet. Als Person verfügte Benn noch über Wertmaßstäbe hauptsächlich schöpferischer Art, die er aus den Katastrophen und Zusammenbrüchen in eine gänzlich wertrelativierte Welt hinübergerettet hatte. Als Artist dagegen wies er die Bruchflächen der Zeit vor, sezierte bis zum Schluß *die Lage*, provozierte durch Negation der Scheinwerte, ironisierte das Dilemma der Orientierungslosigkeit und sparte nicht mit Sarkasmen, die die Problematik der Zeit am Nerv trafen. Stilzüge, die nur möglich waren auf Grund der spezifischen Persönlichkeitsstruktur, der intellektuellen Skepsis und Schärfe einerseits und des geistig-seelischen Schwergewichts, seiner historisch-mythischen Verwurzelung andererseits. Einmal die Brillanz der Zuspitzung, zum anderen Melancholie und Trauer, eines nur aus dem anderen und miteinander verständlich, da nur in der Einheit die menschliche Existenz sichtbar wird, die dahintersteht. Gerade die zweite Komponente dieses dichterischen Ich ist geeignet, uns vor Augen

zu führen, was uns nach zehn Jahren literarisch von Benn trennt, trennen muß, allein schon in Anbetracht der Geburtsdaten der heutigen Autoren. Die Bindungen rückwärts waren abgeschnitten, als diese Generation zu Bewußtsein kam, und das Gewicht, das ihr mitgegeben war, hieß nicht Tradition, sondern Traditionslosigkeit. Die Leere, die Benn noch schmerzlich empfinden und besingen konnte, war zu einer grauen Alltäglichkeit geworden.
Ein Prosastück oder ein Gedicht Benns, gleichgültig aus welchem Jahr es stammt, ist zunächst einmal dadurch gekennzeichnet, daß aus jeder Zeile unverkennbar das eben skizzierte Ich spricht. Die lyrische Sprechweise bestimmt den Sprachduktus aller schriftlichen Äußerungen, angefangen bei der reinen Lyrik, dem *absoluten Gedicht*, wo die Worte das Wesen der Dinge annehmen, ihren Rhythmus und ihre Atmosphäre, virtuell in die anthropologische Schau getaucht, über den Parlando-Stil, das leger hingeworfene Erlebnis- und Gedankenbruchstück, über die lyrische, existentielle Prosa, die nie einer Logik oder Explikation folgt, die nie erzählen will, sondern immer im Übergang zur reinen Poesie sich befindet, „außerhalb von Raum und Zeit, ins Imaginäre gebaut... ihr Gegenspiel ist Psychologie und Evolution“ (Benn), bis hin zum Essay und zum Briefstil. Es ist das, was Benn „ein primäres Gefühl für die Sprache“ nennt – was er, interessanterweise mit dieser Formulierung, Thomas Mann abspricht. Von Nietzsche sagt er verschiedentlich, er war seit Luther und Goethe das größte deutsche Sprachgenie – *nach* Nietzsche war er es selbst. Hinsichtlich des Primär-Sprachlichen hatte Nietzsche kaum einen kongenialeren Nachfolger. Von Nietzsche stammt auch der Aphorismus, das Verständlichste an der Sprache sei nicht das Wort selbst, vielmehr Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gefügt sei, die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft.

Deshalb ist es nichts mit Schriftstellerei.

Es bedarf kaum eines Hinweises, daß diese Art von Sprache mit Benn vorerst ihr Ende gefunden hat. Er war der letzte Dichter der personalen Evokation, nach ihm folgte – programmatisch vertreten in Theorie und Praxis – die konsequente Ausschaltung der Person und ihrer zwischen Glück und Leid abgestuften Konstituierung. Warum diese Ausschaltung erfolgte, was und ob es überhaupt noch etwas auszuschalten gab – diese Frage soll hier nicht erörtert werden. Ebenso wenig das Problem des Rangunterschiedes einer existenzerfüllten und existenzverlassenen Lyrik. Zu bedenken ist allerdings, was ohne menschliche Aussage die sprachliche Verdichtung par excellence, das Gedicht, noch zu sagen hat. Überflüssig, hinzuzufügen, daß menschlich nicht privat heißt, sondern den Menschen betreffend in seinem profunden, jedes Einzelschicksal überragenden geistigen Sein.
Sucht man für Benns Sprache ein allgemein zutreffendes Kriterium, so ist es jene unbestreitbare Faszination der rhythmischen und melodischen Treffsicherheit, die von jeder Zeile seines Werkes ausgeht. Wie bei Nietzsche müssen wir den Hauptgrund hierfür im personalen *Engagement* sehen. Ich benutze mit Absicht dieses Wort – bekanntlich wurde es in Verbindung mit dem Adjektiv *politisch* die gängige, heute schon abgegriffene Ausweismarke einer bestimmten literarischen Richtung der vergangenen Jahre. An die Stelle des ausgeschalteten Individuums waren sozialpolitische Faktoren und Funktionen getreten – wo diesen Platz nicht schon die Sprachingenieure eingenommen hatten, die *konkreten* etwa, die ja eigentlich die abstrakten Monteure sind, letztlich geht es immer um ein surreal verfremdetes Gelände, vom reinen Spiel *multivalenter Substitutionen* (willkürliche Vertauschbarkeit von Sprachpartikeln) ist die Rede oder von *heterogenen Kombinationen* (Zusammensetzung einander nicht zugehöriger Sinnbereiche) und ähnlichen Unverbindlichkeiten mehr. In allen diesen Richtungen tritt uns der neue, apersonale Stil der Lyrik entgegen, der seit Anfang der fünfziger Jahre literarisch dominiert. Unterschieden von Benn durch Unverbindlichkeit teils, teils durch Unverständlichkeit. Die Verpflichtung des Dichters gegenüber dem eigenen rätselhaften Wesensgrund ist belanglos geworden. Die *Selbstbegegnung*, für Benn unabdingbare Voraussetzung des metaphysischen Potentials der Sprache – gedacht als mystische Verdichtung, die nicht thematisch-

inhaltlich, sondern nur existentiell noch legitimierbar ist – diese existentielle Verpflichtung hatte einen anachronistischen und suspekten Anstrich bekommen. Die Lyrik begab sich damit jeder autarken Faszination, die im Klang- und Sinnkörper der Sprache begründet ist. Inwieweit damit ein Hauptkriterium des lyrisch Gelungenen fortgefallen ist, mag dahingestellt sein. Und wem dabei *Faszination* als literarisches Kriterium nicht exakt genug klingt – Benn selbst wollte dieses Wort in die Literaturkritik eingeführt wissen – der halte sich den Gegenpol vor Augen: die Langeweile. Ebenfalls kein literarischer Terminus, aber mir scheint, daß kein Wort genauer den Eindruck wiedergibt, den ein Großteil der heutigen literarischen Produktion vermittelt. Langweilig ist eine Sache, die den Menschen nicht anspricht, ihm letztlich nichts zu sagen hat, die weder innere Verbindungen stiftet, noch ein ästhetisches Spannungsverhältnis erzeugt.
Die Literatur unserer Tage ist stolz darauf, nicht mehr im Elfenbeinturm subjektiver Selbstverantwortung zu sitzen. Ihr Ziel ist erreicht: die Beseitigung des inkommensurablen Faktors *Individuum*. Das relativierte Weltbild der modernen Physik hat hier als Vorbild gedient, die Gleichschaltung alles Seienden verbiete den subjektiven Vorrang, heißt es. Naturwissenschaftlich gesehen, ist diese Tendenz nicht zu bestreiten, andere Geistesrichtungen haben sie daher willig übernommen. Dem begeisterten Glauben an das imaginäre Phänomen *Objektivität* ist von produktiver, kritischer wie geisteswissenschaftlicher Seite ausgiebig gehuldigt worden. Wohin die Ausschaltung der menschlichen Erlebnisbasis aber geführt hat, zeigt am deutlichsten vielleicht die Lyrik – bisher der Seismograph menschlicher Befindlichkeit und damit Ausdruck jener hochgezüchteten geistigen Situation, die kulturell ein spätes Erbteil abendländischer Entwicklung ist. Ein neuer Elfenbeinturm wurde errichtet, unzugänglicher als alle vorher gebauten. Zwiesprache mit den esoterischen Türmern scheint ausgeschlossen. Nur der professionelle Literaturbetrieb hält korrespondierend und konferierend, auf Tagungen und bei Podiumsgesprächen die Unterhaltung in Gang. Zwiesprache in diesem Zusammenhang meint aber Selbstbegegnung des Menschen auf doppelter Ebene. Die Identifikation des Dichters mit dem eigenen Ich muß zunächst einmal sprachlich zum Ausdruck gebracht sein, soll das Gespräch zum Leser hin eröffnet und dessen Selbstgespräch ermöglicht werden. Es ist eines der Mysterien des dichterischen Monologs, daß er dort Verbindungen schafft, wo Dialog und Anrede nicht hinreichen. Benn hat sich oft darüber gewundert, daß die Aufzeichnungen seiner eigenen, einsamen Befindlichkeit der allgemeinen Situation Ausdruck geben konnten. Er erinnert damit an die alte, heute vielfach vergessene Tatsache, die *Objektivität* der Dichtung nicht aus extravertierter Planung erwächst, sondern daß die stille, nach innen gerichtete Subjektivität den Pfeil lenkt, der sprachlich ins Schwarze trifft.
Selbstbegegnung und Selbstgespräch haben bei Benn aber noch eine weitaus wesentlichere, nämlich ontologische Funktion. Die Mystik des Sprachschaffens bedeutet ihm eine völlige Neuerschaffung von Welt – ein schmerzvolles, mit der Trauer des Abschieds überschattetes Schaffen:

es gibt nur ein Begegnen: im Gedichte
die Dinge mystisch bannen durch das Wort
... und nun die Stunde, deine: im Gedichte
das Selbstgespräch des Leides und der Nacht.

Die Wirklichkeitskrise seiner Zeit hat Benn mit besonderer Heftigkeit an sich selbst erfahren. Eine Wirklichkeit im Sinne äußerer Realität konnte er nicht mehr als gegeben ansehen, da aus ihr der Mensch verdrängt war. Die innerlich geschauten und beschworenen Bilder mußten ihm ersetzen, „was an äußerer Welt tragisch und für immer verlorengegangen war“. Benn bezeichnet dies als seine *Grundhaltung* und *Substanz*. Ohne den sprachlichen Schöpfungsakt wäre er dazu verurteilt gewesen, wie eine Briefstelle sagt, in unmenschlicher Verlorenheit ein animalisches Leben zu fristen. So kommt es, daß Benn der Sprache eine religiös-metaphysische Funktion zuspricht. Die formalen Ausdruckskräfte wollte er an linearer Reinheit und stilistischer Makellosigkeit bis zu jenem Grade gesteigert sehen, daß sie den inhaltlichen Hypostasen früherer Kulturen gleichkamen:

selbst bis zu den Graden vor dem Schierlingsbecher und vor dem Kreuz.

Dichterische Gestaltung bedeutet ihm „eine Elevation durch das Wort, eine Sakramentation des Worts, ein Heiligungs- und Erlösungsphänomen mit Hilfe des dichterischen Worts“. Schon Nietzsche hatte in seinem *Artistenevangelium* und *Glaubensbekenntnis* die Kunst als *metaphysische Tätigkeit* zur eigentlichen Aufgabe des Lebens erklärt. Benn hat sich diesem Bekenntnis zu jeder Zeit seines Schaffens enthusiastisch angeschlossen. Der Gedanke Nietzsches erschien ihm der vollendete Ausdruck seiner künstlerischen und existentiellen Lage. Wie dieser verstand er die menschliche Existenz ganz vom Schöpferischen her. Der Schaffensprozeß, antipodisch bedingt durch Rausch und Form, war nach dem Verfall der inhaltlichen Werte und Maßstäbe zur letzten Wertinstanz geworden, er allein garantierte die Überwindung des von Nietzsche konstatierten gesamteuropäischen Nihilismus. Daher benutzte Benn verschiedentlich auch jene verfängliche Definition von der Absolutheit der Kunst. Er meinte damit die äußerste Verdichtung menschlichen Seins im Ausdrucksmedium der Kunst, die vollendete Darstellung menschlicher Grundbelange und damit die höchstmögliche Vollendung menschlichen Tuns überhaupt.

Das Wort ist die Selbstbegegnung der Schöpfung und ihre Selbstbewegung. Am Anfang war das Wort und es wird am Ende sein.

Heute können wir wohl entscheiden, daß es zwar Benn selbst gelungen ist, schaffend den Wertnihilismus seiner Zeit zu kompensieren oder zu überspielen, aber eine Überwindung auf ganzer Ebene war das nicht, konnte es auch nicht sein. Das *Artistenevangelium* galt nur für den Schöpfergeist selbst, für den Künstler allein, vielleicht sogar nur für den Augenblick des Schöpfungsaktes. Keineswegs hatte es Geltung im Sinne gesellschaftlicher Relevanz.
So ist es nicht weiter verwunderlich, daß eine so geartete, ebenso metaphysische wie anthropologische Ästhetik heute in den Ruf elitärer Redundanz geraten ist. Die Apotheose der Kunst scheint die Zusammenbrüche unseres Jahrhunderts nicht unbeschadet überstanden zu haben. Zwar ist die materielle Wertschätzung der Kunst nie so hoch gewesen wie heute, aber ihre Rückbindung an ein geistiges Prinzip im Menschen hat sich im Maße des lukrativen Aufschwungs gelöst und ist belanglos geworden. Das Fehlen eines solchen Prinzips und damit das Fehlen des Menschen als individueller Person scheint ja im allgemeinen das ausdrucksmäßige Signum unserer Zeit zu sein. Es ist eine sehr ernsthafte Frage, ob somit nicht doch das vielberufene Ende der Kunst vor der Tür steht. Vorausgesetzt, daß volle Klarheit darüber besteht, was der Begriff Kunst und die ihr zugeordnete Wirklichkeit einmal besagt haben. Die Möglichkeit jedenfalls zeichnet sich ab, daß auch die Kunst – nach dem Niedergang der Mythen und Religionen, denen sie bis in die Neuzeit hinein eng verbunden war – der Vergänglichkeit alles Seienden nicht enthoben ist. Gerade die schöpferisch-metaphysische Glorifizierung, die der Kunst durch Benn noch einmal widerfahren ist, gibt zu solchen Bedenken Anlaß. Die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß geistige Ausdrucksformen, solipsistisch und exzessiv, ein letztes Mal noch kulminieren, bevor sie in sich selbst zusammensinken und verflachen. Andererseits hat die Kunst im Laufe der Zeiten derartig grundlegende Wesensumformungen durchgemacht, man denke nur an das eigentliche Hervortreten des Individuums zur Zeit des Humanismus und der Renaissance, daß nicht einzusehen ist, warum nicht auch heute wieder Wandlungen grundsätzlicher Art vor sich gehen sollten. Wenn die kommende Zivilisation nicht in einem Maße der technischen Apparatur verfällt, daß ihr die Kunst wie ein Fossil aus wilden, völlig unperfekten Zeiten erscheint, dann könnte mit der allgemeinen Entwicklung der anthropologischen Situation auch die künstlerische Aufgabe in eine neue Phase eintreten. Nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge scheinen sich in sozial-politischer Hinsicht Umrisse einer global humanitären Entwicklung abzuzeichnen, das heißt, uns bleibt aus dem Nullbereich unserer Situation heraus kaum ein anderer Weg, um zu überleben. Weist nun die Literatur nach Benn schon in eine derartig neue Richtung, oder befinden wir uns noch in einem Interregnum geistigen Schaffens? Sind beispielsweise mit Blick auf die Prosa so puristische Momente wie die Empirie rein sensueller

Gegenständlichkeit, das minutiöse Aufzeigen banaler Handlungsvorgänge, die stilistische Verfremdung ohne deutende Nuance in der Lage, neue Horizonte anzupeilen? Sind sie nicht ganz einfach ein Protokoll der äußeren Zustände, eine Art von stilisierter Soziologie? Ein Autor könnte darauf antworten, mehr zu sagen, übersteige die Grenzen seiner Erfahrung – denn schon Wittgenstein lehrte uns:

Die Welt ist alles, was der Fall ist.

Der Leser seinerseits könnte darauf verweisen, daß die Grenzen früherer Autoren nicht von der Empirie des äußerlich Erfahrbaren gesetzt wurden. Endogene Erfahrungen waren noch für Benn die Voraussetzung einer Deutung des Daseins auf der Ebene künstlerischer Gestaltung. In *Probleme der Lyrik* bringt Benn die für einen öffentlichen Vortrag des Jahres 1951 gewagte Definition des Künstlers:

Er folgt einer inneren Stimme, die niemand hört. Er weiß nicht, woher diese Stimme kommt, nicht, was sie schließlich sagen will.

Eine Formulierung, die zeigt, wie wenig es bei derartigen Erfahrungen um Voreingenommenheit und Dogmatik geht. Die Welt wird vom Menschen gedeutet, alles geschichtliche Sein ist Interpretation des Daseins. Nietzsche nennt das den perspektivischen Entwurf der Welt durch die Kunst, wobei allerdings nicht nur die Kunst der Kunstwerke gemeint ist, sondern jedes Planen, Denken und Entwerfen freien Geistes, in erster Linie also auch die Philosophie. Nun weiß jeder Profi, daß im Kunstwerk nicht philosophiert werden soll – aber das schließt in der Kunst nicht die Notwendigkeit geistiger Perspektiven aus, was im Hinblick auf die künstlerische Persönlichkeit, soweit vorhanden, den vollen Einsatz des geistig-emotionalen Kräftepotentials bedeutet.
Trägt die Literatur heute zur Deutung des Daseins bei, zeigt sie in vollem Umfang die menschliche Gestalt, werden hier wirklich die Möglichkeiten menschlichen Seins vor uns entworfen – oder herrscht aus einer halb bewußten, halb unbewußten Abwehr der äußersten Möglichkeiten das Interregnum des protokollierenden Stils? Die Tatsache, daß die Literatur heute so betont antitraditionell und apersonal auftritt, legt die Vermutung nahe, daß sie ihre Kräfte zu einem großen Teil noch auf den Prozeß der Distanzierung konzentriert. Das Aussparen der emotionalen Zwischenbereiche ist, so gesehen, noch eine Reaktion auf literarisch Zurückliegendes, die Kargheit der Form ist immer noch Rebellion, ihre Zerstückelung fast schon Anachronismus. Das Beispiel Benn macht deutlich, daß es hier eine Ablehnung gibt, die bis zur Diffamierung und zum Totschweigen reicht. Brecht ist Mode, nicht aber Benn. Hier wenden sich die nachfolgenden Generationen – einesteils bewußt formal, anderenteils aus Ressentiment – gegen die unüberwindliche Größe des Vorgängers, gegen die Verführungen einer ebenso bildhaft-mythischen wie existentiell verbindlichen Sprachmagie, gegen die historischen Mächte, die hinter diesem Phänomen stehen. Dieses Sichanstemmen gegen die Größe und ihre erdrückende Gewalt ist in der Literaturgeschichte nichts Neues, in Deutschland am eklatantesten hervorgetreten nach Goethes Tod. Benn, der noch einmal assoziativ und bildgewaltig das ganze Abendland vor seiner inneren Schau vorbeiziehen ließ, der per *Simultan-Vision* zeitliche wie räumliche Fernen in sich vereinigte, der „überall, wohin das Auge schweift: Möglichkeiten, Motive, Anspielungen, Perspektiven“ erblickte, der mit dieser poetischen Technik einen Ausdrucksstil von noch nie dagewesener Fülle und Dichtheit schuf, der seine Assoziationsreihen überdies am Maßstab unbeugsamer Intentionen ausrichtete, dessen geistiger Standort in Platon so gut wurzelte wie in Pascal und Nietzsche, ein Mann, innerlich der Tradition verbunden, aber nach außen hin sie sprachlich zertrümmernd mit einer bis dahin nicht gekannten Sprengkraft, der all dies mit einer unumstößlichen Sicherheit in sich vereinigte und der dennoch in der Lage war, sein lyrisches Instrument bis zur höchsten Sanftheit zu stimmen, ihm andererseits aber auch die dunkelsten Töne aus Abschied und Verzicht zu entlocken wußte, dieser Benn war ein erratischer Block in der Leere der Zeit, man mußte Abstand von ihm nehmen, wollte man nicht von ihm erdrückt werden.

Das Interregnum der Literatur scheint noch nicht beendet zu sein. Nichts ist in Sicht, das uns entscheidend aus der Nullsituation heraushelfen könnte. Auch die erzählende Literatur – an Benns Werk nur bedingt, weniger formal als allgemein geistig zu messen – läßt ein neues Daseinsbild in den Künsten nicht Gestalt werden. Sollten hier Thomas Mann, Broch, Musil oder gar Kafka die Rolle Benns spielen? Es wäre nutzlos, diese Frage voreilig beantworten zu wollen, aber es zeigt sich auch in der erzählenden Literatur eine starke Einengung hinsichtlich der Universalität und geistigen Dimension der Thematik. Möglicherweise fällt bei den Prosaschriftstellern ebenfalls die eingangs erwähnte Generations- und Traditionsfrage ins Gewicht. Eines jedenfalls läßt sich mit Sicherheit sagen: In der Lyrik wie in der erzählenden Literatur trennt ein historisch ungewöhnlicher, mit mechanischer Zeitmessung keineswegs zu erklärender Sprung die Generationen. In beiden Bereichen wohl deshalb so brückenlos, da auf der einen Seite aller Reichtum des Vergangenen noch einmal hochgespielt und, faszinierend noch im Zerfall, in einer aufregenden Buntheit präsentiert wird (Kafkas Werk in seiner autarken Unvergleichbarkeit ist hier auszunehmen), während auf der anderen Seite in der Nachkriegszeit demonstrativ die tabula rasa vorgewiesen wird, die leergefegte, anthropologisch verödete Szenerie. Der Mensch tritt ohne geistige Problematik in Erscheinung, reduziert auf die gegenständlichen Konflikte seiner Umwelt. Eine neue Aufklärung könnte im Gange sein, gewisse Symptome sind nicht von der Hand zu weisen. Ebenso gut könnten neben den Generationsunterschieden aber auch sehr viel simplere Differenzierungen eine Rolle spielen, Unterschiede der schöpferischen Kapazität nämlich. Wie literaturgeschichtliche Erfahrungen allerdings lehren, wird das erst aus weiterem Abstand zu beurteilen sein.

In seinem Vortrag von 1931 „Die neue literarische Saison“ hat sich Benn selbst einmal grundsätzlich zu dieser Frage geäußert. Er sagt dort, man müsse wohl prinzipiell und für alle Zeiten eine vom Feuilleton umrankte „Vordergrundsliteratur“ unterscheiden von jener Art von Literatur, die dazu berufen sei, „von niemandem als dem Gesetz der Persönlichkeit dazu berufen“, wenigen großen Geistern der kommenden Generation ein erzieherisches Vorbild zu sein. An anderer Stelle beruft Benn sich auf das Wort Nietzsches – das dieser von Schopenhauer übernahm – demzufolge die großen Geister aller Zeiten sich über die Niederungen hinweg von Gipfel zu Gipfel ihr hohes Gespräch zurufen. Wahrhaft ein exklusiver Standpunkt, aber will man mit Benn und seinem Werk vergleichen, muß man die Maßstäbe aus diesem selbst ableiten. Entsprechend ihrer Exklusivität fordern sie die radikale Entscheidung. Der Literaturbetrieb, der uns gegenwärtig kaum in Atem hält, könnte, so geurteilt, durchaus einer schöpferischen Pause gleichkommen, einem Tal, das nicht unbedingt die Hoffnung auf neue Gipfel ausschließt. Ob sich das Wort Benns allerdings erfüllen wird, das er in seinem Essay „Zur Problematik des Dichterischen“ über den Dichter sagte: „Immer und zu allen Zeiten wird er wiederkommen, für den alles Leben nur ein Rufen aus der Tiefe ist, einer alten und frühen Tiefe, und alles Vergängliche nur ein Gleichnis eines unbekannten Urerlebnisses, das sich in ihm Erinnerung sucht“, das mag – zehn Jahre nach Benn – als Frage dahingestellt sein. Nicht in dem Sinne, als ob es je einen Weg zurück gäbe, aber doch in Richtung einer Besinnung auf die uralte, nach wie vor unüberholte Grundbefindlichkeit des Menschen, seine Unbehaustheit auf dieser Erde und sein Drängen nach neuen, das Dasein erhöhenden und überhöhenden Horizonten. Der Sozialismus allein sei offensichtlich nicht im Stande, die Tränen des Jahrhunderts zu trocknen, sagte Benn einmal aus der Problematik seiner Zeit heraus (das war in den zwanziger Jahren). Wir können heute bestätigen, daß sich sein Wort erfüllt hat. Benn spielte damit auf die Aufgabe der Literatur an, die in nichts anderem besteht, als unter der Priorität formal-ästhetischer Aspekte in menschlicher Verbindlichkeit zu sagen, was das öffentlich-politische Wort (ganz allgemein die Mitteilung auf empirischer, praktischer und pragmatischer Ebene) zu sagen nicht in der Lage ist. Verbindlichkeit dabei gemeint im Sinne jener Bindung des Geistes an die nie ruhende Frage nach seiner eigenen Bestimmung.

Bruno Hillebrand, Neue Deutsche Hefte, Heft 110, 1966